

Richard Paul Evans

Noels Tagebuch



Richard Paul Evans

Noels Tagebuch

LAGO

© 2021 des Titels »Noels Tagebuch« von Richard Paul Evans (ISBN 978-3-95761-205-2) by LAGO Verlag,
Münchner Verlagsgruppe GmbH, München. Nähere Informationen unter: www.m-vg.de

**BIBLIOGRAFISCHE INFORMATION DER DEUTSCHEN
NATIONALBIBLIOTHEK**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://d-nb.de> abrufbar.

FÜR FRAGEN UND ANREGUNGEN

info@lago-verlag.de

WICHTIGER HINWEIS:

Die gewählte männliche Form bezieht sich immer zugleich auf weibliche, männliche und diverse Personen. Auf konsequente Mehrfachbezeichnung wurde aufgrund besserer Lesbarkeit verzichtet.

1. Auflage 2021

© 2021 by LAGO, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH

Türkenstraße 89

80799 München

Tel.: 089 651285-0

Fax: 089 652096

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2017 bei Simon & Schuster unter dem Titel *The Noel Diary*. © 2017 by Richard Paul Evans. All rights reserved.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Übersetzung: Sonja Rebernik-Heidegger

Redaktion: Silke Panten

Umschlaggestaltung: Sonja Vallant

Umschlagabbildung: shutterstock/ArtBackground, LilieGraphie

Satz: Sania Haschemi für Pageturner Production GmbH

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN Print 978-3-95761-205-2

ISBN E-Book (PDF) 978-3-95762-292-1

ISBN E-Book (EPUB, Mobi) 978-3-95762-293-8



Weitere Informationen zum Verlag finden Sie unter

www.lago-verlag.de

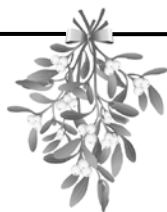
Beachten Sie auch unsere weiteren Verlage unter www.m-vg.de

✧ Für Pam. ✧
Wo auch immer du bist

P R O L O G

*N*ehr als einmal sah ich in dem winzigen Moment zwischen Schlafen und Wachen eine junge Frau mit langen schwarzen Haaren, die im Sonnenlicht wie Obsidian glänzten. Im Vergleich zu ihr war ich stets ein kleines Kind, und sie drückte mich an ihre Brust. Sie sang für mich und betrachtete mich liebevoll mit ihren sanften, mandelförmigen Augen. Es war immer dieselbe junge Frau. Ich wusste nicht, wer sie war und warum sie an der Grenze meines Bewusstseins umhergeisterte. Ich wusste nicht einmal, ob sie real war. Aber sie fühlte sich real an. Und etwas in mir sehnte sich nach ihr. Wer auch immer sie war, sie liebte mich. Oder hatte es zumindest getan. Und ich liebte sie.

Das ist die Geschichte, wie ich diese Frau schließlich fand. Und auf der Reise zu ihr fand ich auch die Liebe.



K A P I T E L

1

Mittwoch, 7. Dezember

CHICAGO

Als die Journalistin der *USA Today* ins »Dunkin' Donuts« stürzte, wirkte sie gestresst und erschöpft – genau wie alle anderen in Downtown Chicago. Meine Pressebetreuerin hatte das Interview für vierzehn Uhr in dem Donut-Laden in der Nähe des Millennium-Parks fixiert, und es war bereits zehn Minuten nach zwei.

Die junge Frau sah sich suchend um und eilte auf mich zu, nachdem sie mich entdeckt hatte. »Tut mir leid, dass ich zu spät bin, Mr. Churcher«, keuchte sie, ließ ihre Tasche auf den leeren Stuhl zwischen uns fallen und wickelte sich den Wollschal vom Hals. Ihre Wangen und die Nase waren von der eisigen Kälte gerötet. »Ich hätte die Hochbahn nehmen sollen. Die Parkplatzsuche gestaltet sich in Chicago genauso schwierig wie die Suche nach einem ehrlichen Politiker.«

»Kein Problem«, erwiderte ich und musterte sie. Sie sah aus wie zweiundzwanzig oder dreiundzwanzig. Allerhöchstens fünfundzwanzig. Sie wurden jedes Jahr jünger. Vielleicht wurde ich aber auch bloß älter. Ich nippte an meinem Kaffee, während sie sich aus ihren Winterklamotten schälte.

»Es ist kalt draußen. Inzwischen verstehe ich, warum Chicago *Windy City* genannt wird.«

»Der Name hat nichts mit dem Wetter zu tun«, erklärte ich. »Der New Yorker Herausgeber der *Sun* nannte die Stadt so, weil er die Chicagoer für Angeber hielt.«

»Das wusste ich nicht«, erwiderte sie.

»Möchten Sie einen Kaffee?«, fragte ich.

»Nein, danke. Ich habe schon genug von Ihrer Zeit verschwendet.«

Nachdem ich mich bereits durch mehr als fünfhundert Presseinterviews gekämpft hatte, wusste ich, dass man Journalisten mit derselben Vorsicht behandeln musste wie streunende Hunde. Vermutlich sind sie ungefährlich, aber man muss zu seiner eigenen Sicherheit davon ausgehen, dass sie beißen. Ich hatte auch gelernt, dass der Hinweis »im Vertrauen« etwa gleichbedeutend war mit: »Sehen Sie lieber nach, ob Ihr Aufnahmegerät noch genug Saft hat, denn jetzt kommt der Dreck, wegen dem Sie hier sind.«

»Wie geht es Ihnen?«, fragte sie und wirkte bereits gefasster.

»Gut«, erwiderte ich.

Sie zog ein Aufnahmegerät aus ihrer Tasche und legte es auf den Tisch. »Macht es Ihnen etwas aus, wenn ich das Gespräch aufzeichne?«

Das fragten sie immer. Und ich überlegte jedes Mal, ob ich ausnahmsweise mit »Ja« antworten sollte.

»Nein, schon gut.«

»Okay, dann fangen wir an.« Sie drückte den Knopf auf ihrem Gerät, und ein rotes Licht leuchtete auf. »Ich interviewe den Bestsellerautor J. Churcher für die Weihnachtssonderausgabe.« Sie sah mich an. »Mr. Churcher. Darf ich Sie Jake nennen?«

»Wenn Sie möchten.«

»Jake, Sie haben gerade ein neues Buch veröffentlicht. Es ist noch zu frisch auf dem Markt, um in den Bestsellerlisten zu erscheinen, aber ich bin mir sicher, dass es bald überall zu finden sein wird.«

»Das kann man vorher nie wissen«, meinte ich. »Aber

heute ist Mittwoch, das heißt, ich werde es am Nachmittag erfahren.«

»Ich bin mir sicher, dass es wieder eine Nummer eins wird.«

»Unwahrscheinlich, aber die Hoffnung stirbt zuletzt.«

»Also, wie erleben Sie diese besondere Zeit im Jahr?«

Ich trank einen weiteren Schluck, stellte die Tasse ab und machte eine ausladende Handbewegung. »Im Prinzip so wie jetzt. Ich bin viel unterwegs. Gebe viele Interviews. Trinke viel Kaffee. Signiere Bücher.«

»So wie gestern Abend in ...«

»Naperville.«

»Genau. Wie ist es gelaufen?«

»Gut.«

»Wie viele Leserinnen und Leser sind gekommen?«

»Zwischen fünf- und sechshundert. Ein durchschnittlicher Wert bei einer Signierstunde.«

»Wie viele Städte besuchen Sie?«

»Ich glaube zwölf. New York, Boston, Cincinnati, Birmingham, Dallas ... an den Rest kann ich mich nicht erinnern.«

»Das ist sicher anstrengend. Wann ist die Tour zu Ende?«

»Das hier ist mein letzter Halt. Ich fliege in ein paar Stunden nach Hause.«

»Zurück nach Idaho?«

»Coeur d'Alene«, erwiderte ich, als wäre die Stadt ein eigener Bundesstaat. »Ich lande am Spokane Airport.«

»Dann verbringen Sie Weihnachten also zu Hause. Wie ist das Fest im Hause Churcher denn so?«

Ich zögerte. »Wollen Sie das wirklich wissen?«

»Darum geht es in meinem Artikel.«

»Es ist vor allem ziemlich langweilig.«

Sie lachte. »Verbringen Sie die Feiertage mit der Familie? Mit Freunden ...?«

»Nein. Ich bin größtenteils allein. Ich packe die Geschenke meiner Agentin und des Verlages aus, trinke ein paar Gläser Eggnog und sehe mir die Footballspiele an, die ich während meiner Lesereise versäumt habe.«

Die Journalistin wirkte ein wenig irritiert. »Haben Sie irgendwelche Weihnachtstraditionen?«

»Klar. Davon habe ich Ihnen doch gerade erzählt.«

Jetzt war sie *wirklich* irritiert. »Wie haben Sie als Kind Weihnachten erlebt? Gibt es irgendwelche besonderen Erinnerungen?«

Ich stieß langsam die Luft aus. »Definieren Sie ›besonders‹.«

»Gibt es ein Weihnachtsfest, das Sie nie vergessen werden?«

Ich lächelte finster. »Oh ja.«

»Wollen Sie mir davon erzählen?«

»Glauben Sie mir, das wollen Sie nicht hören.«

»Lassen wir es darauf ankommen.«

»Okay. Es war am Nachmittag des ersten Weihnachtsfeiertages. Ich war sieben Jahre alt und spielte auf dem Boden meines Kinderzimmers mit meinen Geschenken. Meine Mutter kam herein. Sie war außer sich vor Wut, als sie das Chaos sah, und begann zu brüllen. Sie schickte mich in die Küche, um ihren schweren Holzkochlöffel zu holen. Dann zog sie mir die Hose herunter und schlug damit auf mich ein. Sie war wie von Dämonen besessen und hörte erst auf, als der Löffel brach. Danach stopfte sie meine Klamotten in einen Koffer, zerrte mich hinaus auf die Straße und meinte, ich solle mir ein anderes Zuhause suchen. Ich stand beinahe drei Stunden vor dem Haus und zitterte vor Kälte. Ich war mir nicht sicher, wie es jetzt weitergehen sollte. Ich nahm an, dass Mütter so etwas ständig mit ihren Kindern machten, wenn sie sie satt hatten. Ich dachte, es würde irgendwann vielleicht jemand

vorbeikommen und mich mitnehmen. Nach drei Stunden ging ich zurück zum Haus und klopfte. Die Sonne war schon seit einer Stunde untergegangen und ich fror und hatte Hunger. Meine Mutter brauchte gute fünf Minuten, um an die Tür zu kommen. Sie öffnete sie und starrte mich an. Dann fragte sie: ›Was willst du?‹

Ich sagte: ›Wenn ich artig bin, darf ich dann zurückkommen und wieder hier wohnen?‹

Sie wandte sich wortlos ab und ging zurück ins Haus. Aber sie schrie mich nicht an oder knallte mir die Tür vor der Nase zu, also ging ich davon aus, dass ich wieder hineindurfte. Ich ging in mein Zimmer, kroch unter mein Bett und schlief ein.«

Ich sah die Journalistin an: »Na, gefällt Ihnen die Weihnachtserinnerung?«

Aus ihrem Blick sprach blankes Entsetzen. »Okay. Ich denke, ich habe alles, was ich brauche.« Sie stopfte eilig ihre Sachen zurück in ihre Tasche und schlüpfte in ihren Mantel. »Danke. Der Artikel erscheint etwa eine Woche vor Weihnachten.« Dann verschwand sie hinaus in die Kälte.

Die Pressebetreuerin wird mich umbringen, dachte ich.



Falls Sie eines meiner Bücher gelesen haben, kennen Sie mich vermutlich unter dem Namen J. Churcher. Mein voller Name ist Jacob Christian Churcher. Erst als Teenager erkannte ich, wie seltsam dieser Name ist, und ich fragte mich, ob sich meine Eltern einen Scherz damit erlauben wollten.

Christian Churcher. JC Churcher. Der Name klingt sogar noch ironischer, wenn man bedenkt, dass meine Eltern kein einziges Mal mit mir in der Kirche waren.

Man möchte meinen, dass ein Schriftsteller, der Liebesgeschichten schreibt, sich mit Romantik auskennt. Mitnichten. Zumindest auf mich trifft es nicht zu. Vielleicht ist es ein klassisches Beispiel dafür, dass diejenigen, die selbst nichts zustande bringen, Lehrer werden (oder zumindest über ihr Lieblingsthema schreiben). Jedenfalls hatte ich mit vierunddreißig nichts vorzuweisen, außer einer unendlichen Abfolge gescheiterter Beziehungen. Trotzdem ließ ich nicht locker.

Man sagt, dass nur ein Idiot immer wieder dasselbe versucht und jedes Mal ein anderes Ergebnis erwartet. Vielleicht bin ich wirklich ein Idiot, aber ich vermute, es ist komplizierter. Ich habe eher das Gefühl, dass etwas in mir meine Beziehungen sabotiert.

Vielleicht ist es aber auch wie in dem Countrysong »Lookin' for Love« von Johnny Lee, und ich suche immer an den falschen Orten nach der Liebe. Am Anfang meiner Schriftstellerkarriere gab mir ein erfahrener Autor einen klugen Rat: »Triff dich nie mit einer Leserin.« Doch ich ignorierte ihn ein ums andere Mal, lernte Frauen während Signierstunden kennen und ging Beziehungen ein, die in etwa so lange anhielten wie der Geschmack eines Kaugummis.

Das Problem ist, dass die Frauen meine Bücher lesen und sich in die Männer verlieben, die ich erschaffe. Und wenn sie einen solchen Superman im echten Leben nicht finden (viel Glück bei der Suche!), dann glauben sie, sie könnten ihn durch mich ersetzen. Genau so tickten die Frauen, mit denen ich ausging. Bis sie am Ende schließlich erkannten, dass ich genauso kaputt und fehlerbehaftet war wie jeder andere Mann. Oder sogar noch mehr.



Dafür gibt es einen Grund. Meine Welt zerbrach, als ich noch sehr klein war. Es passierten zwei Dinge. Mein älterer Bruder starb, und meine Eltern ließen sich scheiden. Ich war vier Jahre alt – fast noch zu jung, um mich an den 4. August 1986 zu erinnern. Das war der Tag, an dem Charles starb. Danach wurde alles anders. Meine Mutter wurde anders.

Meine Mutter Ruth war psychisch krank. Natürlich wusste ich das als kleines Kind noch nicht. Jahrelang dachte ich, das Leben wäre ein täglicher Albtraum aus Schlägen und Vernachlässigung. Wenn man in einem Irrenhaus aufwächst, ist das Verrückte normal. Erst als Teenager fiel es mir wie Schuppen von den Augen und ich sah meine Kindheit als das, was sie wirklich gewesen war – eine unfassbare Katastrophe.

Meine Mutter war nicht immer grausam. Es gab Zeiten, da war sie liebevoll und einfühlsam. Es kam nicht oft vor, aber ich klammerte mich daran fest. Je älter ich wurde, desto seltener wurden die guten Tage. Die meiste Zeit war sie einfach nicht anwesend.

Sie litt oft unter Migräne, verbrachte viel Zeit im Bett, in ihrem abgedunkelten Zimmer, mit ausgestecktem Telefon. Sie versteckte sich vor dem Licht. Und vor der Welt. Ich wurde sehr selbstständig für mein Alter. Ich kochte mir selbst etwas zu essen, machte mich allein für die Schule fertig und wusch meine Klamotten in der Badewanne, wenn sie schmutzig waren.

Wenn meine Mutter im Bett lag, ging ich mehrmals am Tag zu ihr in ihr abgedunkeltes Zimmer und sah nach ihr. Oft bat sie mich, ihren Rücken zu kratzen. Sie hatte einen Bleistift, an dem sie zwei Zahnstocher befestigt hatte, und ich fuhr damit auf ihrem Rücken oder an den Armen auf und ab. Manchmal stundenlang. Es waren die einzigen Momente, in denen ich das Gefühl hatte, sie würde mich